

Adelbert-von-Chamisso-Preis 2007

Laudatio von Tilman Spengler zur Verleihung
des Adelbert-von-Chamisso-Förderpreises der Robert Bosch Stiftung
an Que Du Luu,
am 27. Februar 2007 in der Allerheiligen-Hofkirche, Residenz München

– Es gilt das gesprochene Wort! –

Totalschaden

Es ist das Eigentümliche von großer Erzählkraft, dass sie mit Effekten glänzt, die entstehen, wenn ganz einfache Dinge miteinander in Beziehung gebracht werden. Ein Jura Student etwa, der selbst nicht so recht weiß, warum er gerade dieses Fach gewählt hat. Oder ein in Koch, der den Namen Bocuse noch nie gehört hat, aber von einer Gans träumt oder das Gericht Spaghetti Bolognese, gewiss nicht der Höhepunkt der italienischen Kochkunst, oder eine schlichte junge Frau, die Männer mag, die ihr nicht unähnlich sind, oder schließlich die Stadt Bielefeld.

Einzel betrachtet geht von keinem dieser Elemente das aus, was der Liebhaber solcher Gefühle einen verstörenden Lesereiz nennen möchte. Im Gegenteil, läse man nur eine Liste der Zutaten des Romans „Totalschaden“, man fühlte sich so angesprochen wie von der zerstörten Tomate, die das Titelbild des hier ausgezeichneten Werkes zielt.

Doch nun kommt eine junge Autorin mit ihrem ersten Roman daher, eine Frau die mit drei Jahren ihre Heimat Vietnam verlassen musste und ihre Jugend dann im, mit Verlaub, sehr viel weniger abenteuerlichen Herford verbrachte und setzt diese biedereren Elementarteilchen in ein spannungsgeladenes Krätefeld.

Wie macht sie das? Woher hat sie das?

Der Historiker schlägt zunächst einen Blick auf die Biographie der Debütantin vor: Que Du Luu wurde in Cholon geboren, einem Teil jener Stadt, die damals Saigon hieß, heute Ho-Tschi Min-Stadt, kam auf die Welt in jenem Jahr, in dem Henry Kissinger und Le Duc Tho den Waffenstillstand zu einem nie erklärten Krieg schlossen, bevor drei Jahre später die Truppen des Nordens die Macht im ganzen Land übernahmen.

Da war unsere Autorin bereits in Ost-Westfalen angelangt, ging zur Schule, legte das Abitur ab und begann ein Studium der gewiss packenden, doch selbst wenn in Bielfeld gelehrt, nicht notwendig alle Kräfte der literarischen Phantasie freisetzenden Fächer Germanistik und Philosophie. Fast ist man geneigt, das Gegenteil zu behaupten: aus dieser Fächerkombination sind selten Texte entstanden, die für einen nachhaltigen Triumph der Lesbarkeit über den informativen Gehalt stehen.

Ein Rätsel und ein noch sehr erfreuliches zudem.

Denn vermutlich wird man weder aus der Herkunft von Que Du Luu noch aus ihrer akademischen, Verzeihung, Sozialisation einen verwertbaren Hinweis darauf finden, warum die Frau so gut schreiben kann, warum sie es zustande bringt, aus diesen gerade eben erwähnten schlichten Einzelteilen, wenn man so will aus den einfachsten literarischen ready made, einen ungewöhnlich packenden, einen fesselnden Roman zu bauen. Einen Roman zudem, der nicht in der Sprache von Cholon oder Saigon geschrieben wurde, auch nicht im Kantonesisch der Vorfahren, sondern in einem Deutsch, das sich nie um einen Erzählmeter vom Ort der dramatischen Handlung im Ostwestfälischen entfernt. Doch davon gleich noch mehr.

Für Literaturkritiker und Virtuosen der Hermeneutik liegt in diesem Rätsel der Herkunft möglicherweise eine traurige Botschaft. Darauf einzugehen wäre jetzt reizvoll, weil es ja auch einige der Grundannahmen unserer Preisvergabe berührt, doch bevor wir uns im Detail der Meta Erörterung verlieren, schauen wir uns den Roman von Que Du Luu ein wenig aus der Nähe an:

Erzählt wird die Geschichte von zwei großen Einsamkeiten und ihrer Überwindung. Der Held hat bei einem Unfall seine Eltern verloren, den Vater im buchstäblich physischen Sinn, die Mutter, die Verantwortliche für den Unfall, weil sie in eine Institution gesperrt wurde, die im altmodischen Deutsch Nervenheilanstalt genannt wird, obwohl dort bekanntlich sehr selten etwas geheilt wird. Der Sohn, Patrick, wächst bei Verwandten auf, in der Schule ist er ein Junge fast ohne Eigenschaften, zur Mutter hält er strikte Distanz, einmal betrachtet er sie für schuldig an seinem Schicksal, zum anderen repräsentiert ihre Krankheit, ihr Ausbruch, der schließlich zum Verhängnis führte, eine Bedrohung durch das, im wahren Wortsinn, Unheimliche.

Dieses Unheimliche ist eine Chiffre für vieles, nicht zuletzt für die Angst von Patrick, durch eine fatale Erbanlage unbewusst selber schon in den Bann der Erkrankung gezogen worden zu sein, das heißt in einem direkt klinischen Sinne, vulgo und in Patricks eigener Sprache, selbst zu spinnen. Etwa in dem der noch nicht als solcher erkannte Patient der überraschten Wohnungsnachbarin unbeherrscht ein Plakat von der Wand reißt und dazu noch spuckt wie ein Lama. Eine weitere Interpretation besteht in der Wahrnehmung der Erkrankung als eine Art böses Vermächtnis: das Verhängnis nämlich, keinen Kontakt mit der Umwelt aufnehmen zu können. Auch letzteres Verhängnis kann man auch deutlicher und einfacher bezeichnen: Patrick, immerhin schon 24 Jahre alt, findet keine Freundin, weder für eine Nacht, noch für jenen Zustand, der künstlerisch wie geometrisch so gern eine Beziehung genannt wird.

Die Lösung, die Que Du Luu in ihren Roman einführt, ist einfach und raffiniert raffiniert zugleich. Sie lässt den Freund der Wohnungsnachbarin eine Schwester haben, die in jener Nervenheilanstalt, in der Patricks Mutter untergebracht ist, als Erzieherin arbeitet, führt die beiden Figuren ganz unspektakulär zusammen, kann damit auch Mutter und Sohn in wenigen Schritten so unaufwendig einander wieder nahe bringen, als befänden wir uns in einem Stück von Feydau, in dem beständig die Türen aufgehen.

Diese Technik, eine Geschichte gleichsam in der Direttissima zu entwickeln, könnte auch als Muster für den Sprachstil von Que Du Luu gegolten haben.

Man kann ihn als lakonisch, direkt, trocken oder unangestrengt bezeichnen, keine der Figuren fällt im Dialog oder im inneren Monolog durch sprachliche Kapriolen auf, die den Leser die Angst beschleichen lassen, hier habe eine Autorin semantische Nachhilfearbeit an ihrem literarischen Personal geübt. Das sei hier nicht als ein Stilmittel verstanden, in dem aus Kargheit eine Tugend gemacht worden wäre. Nein, Que Du Luu hat sich in Figuren hineinversetzt und ihnen ihr Idiom gelassen – und auch damit gezeigt, wie genau sie zwischen Kunst und Künstlichkeit unterscheiden kann.

Kann das damit zusammenhängen, dass die Autorin als ein Geschöpf mit, sagen wir es in unserer korrekten Sprache, also mit Migrationshintergrund gelernt hat, genau hinzuhören? Oder ein aufmerksames Verständnis für die nicht so reibungslos in unsere Gesellschaft integrierten Mitmenschen entwickelt hat?

Das mag gut sein, ist vielleicht eine notwendige, doch beileibe keine hinreichende Bedingung für ein so großes Talent der Erzählung, wie es sich in diesem Roman offenbart. Man darf, man muss das Urteil der Jury loben, mehr noch, man macht das ausgesprochen gern.

Tilman Spengler